

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Also sprach Buddha Gotamo:

„Der Sieger schafft nur Feindschaft sich,
Denn der Besiegte trägt es schwer,
Dass er von seinem Gegner ward
Besiegt trotz tapftrer Gegenwehr.
Nur der wird wirklich glücklich sein,
Der wahren Frieden recht genießt,
Der weder andre hat besiegt
Noch selber auch Besiegter ist.“

Dhammapada Vers 201 in der Buddhistenbibel

Das Ende des Lebens.

Ein erdachtes Gespräch Schillers.

Von Paul Ernst.

Unter dem Titel „Erdachte Gespräche“ läßt Paul Ernst bei Georg Müller in München demnächst ein Buch erscheinen, in dem er die großen Geister der Geschichte über die ewigen Fragen der Menschheit in tief-sinnig-geistesvoller Weise sich äußern läßt. Als Probe sei hier der Dialog wiedergegeben, in dem Schiller auf dem Sterbebett dem ihn pflegenden Heinrich Voss sein letztes Bekenntnis ablegt.

Schiller: Sagen Sie nichts meinen Angehörigen. Sie erinnern sich aus dem Phaethon, wie Sokrates die Frauen und Kinder fortschickt, weil er das Wehklagen nicht passend findet im Angesicht des Todes.

Voss: Ich werde schwelgen.

Schiller: Mir ist sehr viel besser. Die Schmerzen sind verschwunden. Sie wären auch störend gewesen, denn ich möchte mir noch über so vieles klar werden. — Wie, Sie weinen?

Voss: Ich — dachte, daß Sie noch so lange Jahre hätten leben sollen.

Schiller: Ich dachte das auch, noch gestern. Heute ist mir klar, das mein Leben beendet ist, trotzdem ich mitten aus meiner Arbeit gerufen wurde, von der ich meinte, sie werde meine beste, und trotzdem meine Kinder unverorgt sind.

Voss: Sie sagen das, um mich zu beruhigen?

Schiller: Nein, ich kann niemanden mehr beruhigen, ich habe zuviel zu denken. Es ist so, wie wenn einer aus einem Kind plötzlich in einem Tag ein Mann würde. Alle geplante Arbeit des Kindes erscheint ihm dann überflüssig, alle Sorgen des Kindes haben dann keine Bedeutung mehr. Ja, ein solcher Mensch müßte dann so frei und heiter sein, wie ich jetzt bin, denn er hat ja noch keine neue Arbeit und Sorge des Mannes.

Voss: Für Ihre Lieben werden die Freunde sorgen. Aber welche Werke hätten Sie noch schreiben können!

Schiller: Reinen Sie? Wie alt wurde Homer? Man sagt an hundert Jahre; Alexander wurde nur dreißig alt; der eine hat das Werk Homers getan, der andere das Werk Alexanders. Sie sind beide fertig geworden mit ihrer Arbeit, und ich habe nie an ihr Leben gedacht, ob es lang oder kurz war. Wir irren, lieber Freund, wenn wir die Jahre zählen. Wie könnte ich so ruhig sein, wenn mein Werk nicht getan wäre? Nur in unserer beschränkten Anschauung verteilt sich das Leben auf Jahre, in Wahrheit ist das Leben unser Werk.

Voss: Vielleicht bin ich noch zu jung.

Schiller: Nein, Ihre Jahre können das schon verstehen. Wenn ein Gedanke mich durchblitzt, dann ist es gleich, ob das in Sekunden ist oder in Jahrzehnten. Nur das Tier, nur der tierische Mensch lebt in der Zeit, denn sie leben für Augenblicke des Glücks; aber gerade das Tier und der tierische Mensch zählen nicht ihre Jahre, sie wissen nicht, wie alt sie sind, wenn sie sterben. Freund, welches Leben habe ich geführt! Es war wundervoll! Ich bin immer ein freier Mensch gewesen. Und auch jetzt zwingt mich der Tod nicht, ich rufe ihn; er kommt lächelnd, faßt meine Hand und sagt: Nun wirst Du einen neuen Weg gehen.

Voss (begeistert): Soll ich nicht doch Ihre Gattin und Ihre Kinder rufen?

Schiller (lächelnd): Frauen können das nicht verstehen; sie weinen, wenn sie dem Manne die Hand geben, der das Mädchen vernichtet und das Weib aus ihr bildet; sie weinen, wenn sie das Kind gebären, das sie zur Mutter macht; bei jedem Schritt in die Höhe weinen sie. Auch Kinder können das nicht verstehen, ihnen ist der Tod unnatürlich, denn sie haben sich noch nicht geschaffen und haben ihre Arbeit noch nicht getan. — Ach, Freund, welche Ruhe ist in mir! Nie habe ich diese Ruhe verspürt, denn bis nun mußte ich immer meine Arbeit tun. Nun ist meine Arbeit getan. Auch diese Ruhe währt ja nur wohl wenige Stunden.

Voss: Ihre Augen glänzen, Ihr Puls geht sieberlich; der Arzt hat ein Beruhigungsmittel gebracht.

Schiller: Ach, guter Voss, was reden Sie da? Soll ich mich betäuben und den freundlichen Tod ohne Bewußtsein empfangen? Die Kerze flammt höher in den letzten Sekunden — ist der letzte Tropfen Wachs denn so kostbar, daß man das verheuten müßte? Ach, Ihr seid doch alle nur — Menschen! — Wie? Bin ich selber denn kein Mensch mehr? Fassen Sie meine Hand, Voss, ich bin doch noch ein Mensch, ich spreche doch noch mit Ihnen?

Voss (wendet sich weinend ab).

Schiller: Wieder Tränen! Ach ja, Ihr könnt es ja nicht verstehen, ich will nicht ungeduldig über Euch werden. . . Nicht wahr, Sokrates starb von den Füßen an ab . . . lieber Voss, Sie sollten mir ein Kissen auf die Füße legen; ich habe ja keine Schmerzen, aber es ist ein störendes Gefühl, diese Kälte; ich möchte nicht abgelenkt werden von meinen Gedanken; meine Gedanken sind noch nötig, es fehlt wohl noch ein Baustein in meinem Hause, den muß ich jetzt noch einsetzen — Sprechen wir nicht schon seit Stunden zusammen?

Voss: Nur seit Minuten.

Schiller: Wertwürdig. Aber nein, es ist nicht merkwürdig. — Wie götig ist die Natur! Denken Sie, Voss, mir scheint, ich sehe meine Mutter. Gewiß wird unser Leib in seiner letzten Not uns das Bild herausbeschwören, das wohl am tiefsten in uns ruhen muß, daß die Mutter uns helfen kann. Das ist so schön; sie kommt mir entgegen, sie winkt zurück; es wird der freudliche Tod sein, denn sie winkt. Ich weiß es ja, dieses Bild ist eine Ausgeburt meines Gehirns, aber ist es nicht ein wunderbar schönes Gleichnis, daß der sterbende Mann die Erscheinung seiner Mutter hat? So götig ist alles. Ja, seine Mutter, welche ihre Kinder aufgezogen hat, muß doch dasselbe gelebt haben wie der Mann, sie ist dann ja auch so ehrwürdig wie der Mann. Und dann darf sie nachher noch am Sterbebett ihres Kindes stehen — nein, meine Gedanken verwirren sich ja —

Voss (legt ihn etwas höher).

Schiller: Guter Voss, Sie haben erraten, was ich gern wollte, ich wollte Sie nur nicht schon wieder belästigen. Jetzt werde ich wieder klarer. Gewiß ist doch jedes Leben da für ein Werk oder es ist ein Werk; wenn es auch noch so bescheiden ist. Ich erinnere mich an einen alten Mann aus meiner Kindheit, er hatte so sanfte Augen; nichts weiß ich von ihm, er hat vielleicht auch nichts Besonderes getan, das einer wissen könnte; aber er hat gemacht, daß er alter Mann diese sanften Augen hatte. Nie habe ich gewußt, bis nun, daß diese Augen Lehrer für mich gewesen sind, daß ich ohne sie ein anderer Mensch geworden wäre. Manchem mögen sie wohl Lehrer gewesen sein. Ach, wenn ich denken könnte, daß meine Schriften Lehrer für Menschen würden, daß mein Leben nicht erlöschte in einem kleinen Zimmer! Nun, für den Mann waren die Augen das Werk; vielleicht sind meine Werke gar nicht meine Schriften, sondern irgend etwas anderes; jener Mann wußte ja auch nicht von seinem wirklichen Werk. Wir wollen geduldig sein, nicht wahr? Wir können ja geduldig sein, denn wir sind so wunderbar ruhig. So oder so, mein Werk habe ich getan, ich weiß es. — Sehen Sie, Voss, meine Mutter führt einen Jüngling an der Hand, einen freundlichen Jüngling. Mutter, ist es der Tod? Du siehst es, ich fürchte mich nicht. Eine Blume hat er in der Hand, er berührt meine Stirn mit der Blume — ist dieses das Ende? Wie schön, wie schön ist das Ende!

Die Heringsfischerei in der Ostsee.

Von Hermann Bauer (Lübeck).

In einem westlichen Winkel des Baltischen Meeres liegt der hübsche Borort Travemünde. Als Badeort hat er sich einen beachtenswerten Platz errungen, als Fischerplatz sieht er auf eine alte Vergangenheit zurück. Im Winter lag Travemünde bisher verlassen da, und selbst die Lübecker erinnerten sich seiner nur, wenn die Fischertähne die Trave hinaufzuehren und mit silberglänzenden Fischen an den Travebrücken landeten. In Vorkriegszeiten kostete jede Schaufel voll frischer Heringe einen Groschen, und damit hatte die Hausfrau genug für ihre hungrige Gesellschaft. Das war einmal.

Wer heute in Wintertagen nach der Lübecker Bucht kommt, findet hier ein kaum geahntes Leben und Treiben. Der einst so ruhig seinem Beruf lebende Fischerstand hat einen Zug ins große angenommen, der auch die alten Lübschen Fischermeister in den Strudel gerissen hat. Eine ganz gewaltige Konkurrenz hat sich breitgemacht, und man ist darauf aus, dem Hering mit allen Schikanen nachzujagen. Dazu bedient man sich der sogenannten Ringwade (Beutelnetz), die hauptsächlich in Schweden verfertigt wurde. Die Blockade und die Hungerjahre ließen es geraten erscheinen, einige Mitglieder des Lübecker Fischereivereins nach Schweden zu entsenden, um diese Art Fischerei kennen zu lernen und durch ein verbessertes Verfahren den schwankenden Heringfang ergiebiger zu machen. Nach anfänglichen Fehlschlägen ist nun der Versuch gelungen, und zwar in so hohem Maße, daß man bereits Besorgnisse um die Zukunft des Heringes hegt. Wurden schon im vorigen Jahre mit den wenigen Ringwaden Riesenfänge gemacht, so hofft man dieses Jahr den Trumpf auszuspielen. Denn die Millioneneinnahmen setzten die Fischer in den Stand, sich mit den neuesten Ausrüstungen zu versehen, und heute sind bereits etwa 40 Ringwaden in Travemünde versammelt. 13 gehören der Lübecker Fischergenossenschaft, 6 den sogenannten kapitalistischen Genossenschaften und 20 sind aus Warnemünde, Kiel, Eckernförde, den ostholsteinischen Fischereien und selbst von der See in Schleswigschen eingetroffen.

Ein ungemein anziehendes Bild bietet sich dem Beschauer, wenn sich weit draußen auf der See die Fischerflotte silhouettengleich am Horizont abzeichnet, oder wenn sich die ganze Flottille in Travemünder Fischereihafen versammelt. Wenn es vergönnt ist, einmal eine Fahrt mitzumachen, wird einen bleibenden Eindruck mitnehmen. Auf den Rutilern wimmelt es von Menschen, denn etwa 25 gehören mit zur Partie. In leichter Entfernung vom Motorkutter treiben drei Männer in einem Beiboot. Der eine senkt ein leichtes Lot an langem Draht ins Wasser und harret einer zitternden Bewegung, des sicheren Zeichens eines Heringsschwarms. Führt der Arm hoch oder wird der Südwasser geschwungen, dann ist Beute in Sicht. Auf dem Motorkutter wird es lebendig. Die etwa 400 Meter lange Wade gleitet über Bord, der durchschnittlich 20 Pferdekraft starke Schiffsmotor prustet und treibt so schnell wie möglich das Boot im Kreise herum. Denn sobald der Fisch das Netzhindernis fühlt, sucht er zu entweichen. Die mit motorischer Kraft arbeitende Winde schließt den Ring, zieht das Netz zusammen, es wird allmählich hochgezogen und ausgefischert. Das Beiboot fällt sich mit den silberglänzenden Fischen, deren oberste Schicht zuckt und zappelt und die Schwänze zum letzten Male spielen läßt. Besondere Motorschlepper fahren mit dem Fang dem Hafen zu, mitunter bis zu acht Boote hinter sich herziehend. Die weiterharten Fischer aber schlagen die Arme übereinander und rüsten sich zu neuer Arbeit. Leicht ist sie nicht. Bei tollstem Wetter müssen sie im kalten Wasser patzen und sich vom Sturm, Regen und Schnee durchpeitschen lassen.

Die Fischer verdienen Geld, viel Geld, das ist richtig, aber sie erleiden auch mitunter große Verluste. Kommt eine Ringwade zur Unzeit zurück, dann weiß jeder, daß sie Pech hatte und ein gerissenes Netz mitbringt, das sofort gesickt wird. Trotzdem macht sich der Fischfang bezahlt. Der Großkapitalismus hat sich deshalb denn auch seiner bemächtigt. Die eingangs erwähnte kapitalistische Genossenschaft besteht aus Kreisen, die ihre Haut nicht selbst zu Markte tragen, sondern andere Leute für sich arbeiten lassen. Man findet unter ihnen die meisten Travemünder Hotelbesitzer, Ziegeleibesitzer, Direktoren großer Werke; ehemalige Staatsbeamte, sogar Generale haben Anteile. Die kapitalistischen Genossenschaften stellen den Fischern das Material zur Verfügung und nehmen für sich 15 Parten in Anspruch.

Unter solchen Umständen ist es nicht verwunderlich, wenn eine gewisse Hast einreißt, die allen schadet. Gelingt ein guter Zug, dreht schnell auch ein anderer bei und versucht einen Reißer zu machen. Dadurch wird der Hering verjagt. Ob er trotz seiner ungeheuren Vermehrung — das Weibchen legt ja bis zu 60 000 Eier — dem erst in den Anfängen stehenden Raubbau standhält, wäre noch besonders zu erwägen. Das deutsche Parlament hat erst kürzlich unter Einverständnis der Travemünder Fischer beschlossen, daß zurzeit nur fünf Ringwaden in den Hoheitsgewässern tätig sein

dürfen. Aber dieser Beschluß bildet nur ein kleines Gegenmittel, wenn unmittelbar an der Zonengrenze unbeschränkte Jagd auf den Hering gemacht wird. Eine reichsgesetzliche Regelung wird sich nicht umgehen lassen.

Die Fangergebnisse werden sämtlich in Travemünde gelöscht, wo der Lübsche Staat alle Einrichtungen getroffen hat und weiter ausbauen wird. Zehntausende von Kisten sind längs des Ufers aufgestapelt — eine lausige Heringskiste notiert jetzt einen Wert von 20 bis 25 M. Kommen die übervollen Boote heran, treten geschäftsbereite Hände in Tätigkeit, mit wenigen Schaufeln ist der Korb gefüllt. Klunk gleitet er über die Wage, mit 4 Pfund Uebergewicht (für Auswiegeverlust und Langfinger an anderen Orten) gleitend die Fische in die Kisten und stauen sich auf dem bereitstehenden Lastauto, das sie sofort nach der Lübecker Markthalle oder an die Bahn abliefert. Auch in den Räuhereien Schlutupps und Lübeds gibt es dann flott zu tun. Lübeck verfügt über 35 Räuhereien und Marinieranstalten, deren einzelne in der Hochsaison bis zu 600 Arbeitsträger beschäftigen. Schon wenige Stunden nach dem Fang liegt die zubereitete Ware versandtbereit da. Lübeds Industrie sorgt auch für die Herstellung von Konservendosen.

Der Heringfang dauert gewöhnlich nur die ersten drei Monate des Jahres. Während dieser Zeit werden, wenn der Fang gut einschlägt, in Travemünde und Lübeck viele Millionen umgesetzt. Da lebt auch der stille Fischersmann auf. Er ist für leben und leben lassen. Nur wenn der Hering billiger werden soll, kommt er aus seiner Ruhe. Aber was hilft's: der Hering muß billiger werden.

Der gewogene Erdball.

Unsere Erde wiegt rund sechs Quadrillionen Kilogramm. Sollte man diese Zahl ausschreiben, so müßte man hinter eine Sechszahl Nullen setzen. Und wenn man die Maßzahl in die geläufigere Milliarde von tausend Millionen überlegen wollte, so ergäbe sich, daß eine Milliarde Milliarden erst eine Trillion ausmacht. Das Gewicht der Erde in Kilogrammen ist aber sechs-millionenmal so groß!

Wie hat man das Gewicht der Erde gefunden? Man kann zwar nicht die Erde auf eine Waagschale legen, wohl aber ein Stückchen davon, etwa einen Liter; die Größe der Erde ist durch Messung bekannt — dann hätte man also nichts nötig, als entsprechend zu verbielfältigen? Dies Verfahren ist zu roh, denn man weiß ja nicht, ob eine Probe, die man an der Erdoberfläche entnimmt, nicht wesentlich leichter oder schwerer als der Durchschnitt ist. Tatsächlich wiegt ein Liter Erde von der Erdoberfläche zwischen zwei und drei Kilogramm, und wenn man diese Zahl als Durchschnitt annehmen wollte, ergäbe sich ein viel zu niedriger Wert. Das liegt daran, daß die Erde im Innern viel dichter ist als an der dünnen Oberflächenschicht, die allein genau bekannt ist. Andere Verfahren sind es, die zu einer richtigen Wägung des Erdballes führen.

Was heißt eigentlich wägen, und was bedeutet „wiegen“ und „schwersein“? Eine Anschauung von diesen Begriffen gibt die Federwage. Hängt man ein Gewicht an sie, so wird sie gedehnt, und Hinzufügung weiterer Gewichte führt zu ihrer weiteren Dehnung. Der Zug nach unten, die Anziehung durch die Erdmasse wird so offenbar. Aber die Federwage ist auch ein zu großes Werkzeug, als daß man mit ihrer Hilfe die Dichte der Erdkugel genau bestimmen könnte. Wichtige Anziehungskräfte, deren Nachweis die Federwage nicht erbringen kann, zeigt dagegen das Lot, in seiner einfachsten Form ein Faden, an dem ein Gewicht hängt. Ein solches Lot soll „lotrecht“ hängen, d. h., die Richtung nach dem Erdmittelpunkte zeigen. Bereits im 18. Jahrhundert erkannten aber die Gelehrten, daß das Lot von der astronomisch bestimmten senkrechten Lage Abweichungen zeigt, wenn es unter dem Einflusse schwerer Massen steht. Solche Wirkung können beispielsweise große Gebirge haben, und bei Messungen an den riesigen Vulkankegeln der hawaiischen Inselgruppe, die mitten aus dem Meere aufragen, erreichten die Abweichungen vom wahren Lote zwei Bogenminuten! Das Lot wird wieder übertroffen vom Pendel, das in seiner Urform nichts anderes darstellt, als ein aus der Ruhelage gehobenes Lot, das schwingt. Seine Schwingungszahl, die ein Maß für die Erdanziehung ist, schwingt um so schneller, je näher es dem Erdmittelpunkte ist. Ein Verg. ist imstande, durch seine Masse den Gang des Pendels zu beschleunigen. Das vollkommenste Werkzeug, das die Physiker zur Bestimmung des Erdgewichtes kennen, ist die Drehwage, die eigentlich nichts anders ist, als ein horizontal schwingendes Pendel. An einem Faden hängt ein leichter, aber starrer Stab, der an beiden Enden kleine Kugeln trägt; die geringste Kraftwirkung genügt zu seiner Drehung, und wenn man in beiden Endlugeln gleichzeitig zwei dicke Bleikugeln nähert, so erzeugt die Schwereanziehung wirklich einen merklichen Ausschlag. Mit Hilfe der Drehwage und neuerdings auch mit Hilfe von Balkenwagen, die die allerwinzigsten Kräfte zu messen fähigen, haben die Physiker die Dichte der Erde ermittelt. Die mittlere Dichte der ganzen Erde ist erheblich größer als die an der Oberfläche. Sie beträgt nämlich 5,5, und wenn man diese Zahl mit der Maßzahl des Nennbalkens verbielfältigt, ergibt sich das eingangs angeführte Gewicht. Die Erde ist 5^{1/2} mal so schwer wie eine gleich große Masse aus Wasser.

In engen Häusern

In engen Häusern, dunkel und verworren,
sind Treppen, die erstarrten Träumen gleichen,
von freudelosen Wänden eng umstellt.
Und Stufen sind dort,
die in winddurchhausten Nächten
aufsteigen wie gekerkerte Herzen
und unter deinen Füßen leise ächzen,
daß du erschrickst,
als läme ungeschen,
gespenstlich still
auf leihen Sohlen,
das Elend dir entgegen. . . .
Du stehst und horchst,
dein Atem stockt.

Klang nicht ein Schrei dort
hinter jenen Türen,
die mit gesperrten Schlössern
stumm verharren, —
war's ein Seufzen nur? — —
Nun schwingt die Stille wieder,
und alle Türen stehen,
als schloß sich noch das letzte Zimmer
dichter vor dir zu.
Und plötzlich weist du:
Tage sind in diesem Hause,
da man aus öden Zimmern
in schmalen Brettergängen
die Stufen steil hinabträgt,

die hier aus und eingegangen,
indes zugleich im Stock darüber
bei Operettenlied und Flasche
andre Hochzeit feiern. . . .
Doch, während du vorübergehst
und in dem Dämmerdunkel seiner Treppen
die Trauer dieses Hauses
dich ergreift und schüttelt,
klingt aus einem Zimmer
plötzlich
ahnungslos und heil und unbewegt
ein Lied aus Kindermund. . . .

Wilhelm Scharrelmann.

Die abgeblickte Frau Landrat.

Eine Wahlkomödie von Theodor Thomas.

In Rosenthal war abends Versammlung gewesen. Frau Landrat Kunzmann hatte für die Deutschnationalen gesprochen und so viel Unsinn in die Welt gesetzt, daß selbst ihren Anhängern minutenlang der Mund nicht zunging. Sie teilte im Verlauf ihrer Rede mit, daß die Sozialdemokratie für die Liebe ohne Ehe, für Kinder ohne Vater, für Schulen ohne Unterricht, für Lohn ohne Arbeit, für Preußen ohne einen guten König eintrete. Den kleinen Bauern wollen sie ihr bißchen Land nehmen, um sozialdemokratische Siedlungen zu errichten, Hebammen möchten die Sozis anstellen wie Polizeibeamte, obgleich das doch Vertrauenssache sei, aber daran sehe man ihre Gottlosigkeit. Die Pfarrer möchten sie verhungern lassen und in den Kirchen ihre Naifeiern abhalten. Daß der Krieg am 25. Oktober 1918 schon verloren war, daran sei der 9. November schuld. Der König müsse in Holland Holz hacken, weil die Sozis ihm das eigene Geld nicht mal schicken, sondern der Parteilasse überwiesen haben. Und die 200 Gold-Milliarden, die die Entente jetzt will, sei die Strafe für die Revolution, der gute Wilhelm II. hätte sich das nie gefallen lassen. Kurz und gut, sie bekam es fertig, in 45 Minuten so viel Lügen aufzutischen, daß die sozialdemokratische Diskussionsrednerin siebzig brauchte, um nur den größten Schwindel aufzuklären.

Parteiliebe brachte in Erfahrung, daß die deutschnationale Rednerin am nächsten Abend in der nahen Kleinstadt sprechen sollte. Also auf, um ihr auch dort das Handwerk zu legen. Unsere Rednerin Andor kam durch einen Zufall sehr viel früher dort an wie die Frau Landrat, die sich erheblich verspätete, so daß die schon etwas unruhig gewordene Versammlung nicht anders glaubte, als die Genossin Andor sei die Frau Landrätin. Die Herren und Damen am Vorstandstisch begrüßten sie mit tiefen Bücklingen, im Wirkware des Händedrückens und der Unruhe überhörten sie, daß sie gar nicht Frau Landrat sei, sondern man erteilte der „geschätzten Rednerin“ gleich das Wort.

Diese begann sich nicht lange, trat an das Pult und begann nun die Rede der Frau Landrat zu halten, allerdings vom Vornahmezeitpunkt ins positive übertragen. Die Zuhörerinnen kamen gar nicht aus dem Wundern heraus. War alles verrückt geworden? Die zahlreich anwesenden Arbeiterfrauen und Männer spendeten Salven von Beifall; den Herren am Vorstandstisch blieb die Spude weg. Schwache Versuche ihres Protestes gingen in Händeklatschen unter. Rufe „Schluß!“ vom deutschnationalen Anhang wurden von allseitigen „Maulhalten, weiterreden lassen!“ unterbrochen.

Inzwischen war die richtige Frau Landrat gekommen, die aber so eingekleidet am Eingang stand, daß sie kaum zu sehen war. Nur ihre Reiferfeder wippte empört in der Luft. Schlag auf Schlag kam es aus dem Munde der Frau Andor. Beweis reichte sich an Beweis von der hohen Auffassung der Sozialdemokratie über Ehe, Kinder, Schule, Religion bis zum Hebammengesetz. Dann trat sie ab. Unter Hängen und Würgen war nun auch Frau Kunzmann an den Vorstandstisch gekommen, wo sie mit einem Seufzer der Erleichterung begrüßt wurde und sofort den Platz am Rednerpult einnahm.

Nun aber begann es lustig zu werden. Da Frau Landrat anscheinend nur die eine Walze auf Lager hatte, ihre Rede aber eben schon viel schöner gehalten worden war, erregte sie mit jedem Satz stürmische Heiterkeit, weil ihre Schwindelnachrichten schon abgetan waren. Ihre Parteiliebe riefen „Ruhe!“, die anderen „Lügenmadam!“ und „Quatsch!“, alles lachte sich die Haut voll. . . .

Als die Rednerin sah, daß hier ihre Ammenmärchen nicht zogen, stellte sie die Orgel ab, schnappte vor Empörung nach Luft, dann riß sie ihren Schleier über das Gesicht und machte dem Vorstand einen gehörigen Krach, während die ganze Versammlung beinahe vor Freude Kopf stand. Schnell entschlossen wurde die Reihe am Tisch einig, Schluß zu machen.

Da aber sprang einer der Parteiliebe ein, eröffnete eine neue Versammlung, und während sich die Schwarzweißrotten entfernten, wurden ihre Schwindelmander noch einmal gründlich entlarvt und gewürdigt. Ein solcher Erfolg war noch nie dagewesen. Frau Landrat aber gab das weitere Reden auf, die anderen Versammlungen wurden kurzweg abgesagt, so daß unsere Freunde um eine Fortsetzung der heiteren Veranstaltung gebracht wurden.

Filmmanuskript.

Ich habe einen Freund, er heißt Alfred, ist 25 Jahre alt und von Beruf Kaufmann. In unserer Jugend schüttelten wir uns unsere Herzen nach dem meist gemeinsamen Empfang von Operetten in der Patcinprivatstunde aus, jetzt tun wir es nach den Mühen des täglichen Lebens, die ein Geschick merkwürdig freigiebig an uns beide verschenkt.

Alfred hat eine Freundin von ungefähr 23 Jahren. Er nennt sie Bivi. Ich finde den Namen nicht schön, jedoch die Liebe ist in bezug auf Rosenamen besonders ersfinderisch und nimmt auf den Geschmack Unbeteiligter keine Rücksicht. — Also lassen wir den Namen Bivi.

Alfred und Bivi sind die Helden eines Films. Hoffentlich vertragen sie mich nicht, wenn ich ihn hier ohne ihre Erlaubnis vorzubereite.

Vorspiel: Kleinstadt, Beamtenfamilie mit altväterlichen Ehrgeizgriffen und wenig Geld, Tochter mit tausend ungestillten Sehnsüchten und niedlichem Gesicht, Krach, Mißverständnisse, Tochter ab nach Berlin zu Verwandten. (Ganz wie in jedem Vorspiel.)

1. Akt: Krieg, Teuerung; das Mädel wird den Verwandten zur Last, wehrt sich aber seinerseits gegen schamlose Ausnützung seiner Kräfte. Wieder Krach. Endgültig raus aus der Familie. Hunger, Munitionsfabrik, schwache Gesundheit, Unterernährung, Typhus.

2. Akt: Genesung, bitterste Not, Verzweiflung. Jetzt Auftreten einer alten Schulamerradin, nunmehrigen Kofotte. „Wozu der Jammer, ich bitt Dich, ist doch furchtbar einfach!“ Mädel müde, geht mit auf den Strich. Pensionsmutter teilt Prügel aus, wenn nicht genug Verdienst. Kundschaft höhere Staatsbeamte. Folgen. Kavaliere verduften. Niederkunft im Spital, Schulden unbezahlbar.

3. Akt: Alfred tritt auf, hat Mitleid mit dem halbverhungerten Geschöpf, zahlt an Rechnungen, was ihm möglich ist, bringt das Kind ins Fröbelhaus. Er selbst verdient monatlich nicht ganz tausend Mark. Davon leben er, Bivi und der Junge, der allein 250 Mk. im Monat kostet. Essen einige wochenlang Brot mit Margarine, einmalige Mahlzeit am Tag. Stellungssuche für das Mädel. Schulkennnisse, kommt nur als Mannequin oder dergleichen in Frage. „Wir dürfen nur Damen einstellen, die schon vor dem Krieg hier tätig waren!“

4. Akt: Endlich Stelle, 500 Mk. monatlich. Alfred spekuliert für Bekannte mit Gewinnbeteiligung an der Börse. Verliert. Nun ist er auch müde. Weitere Opfer unmöglich. Alfred entschließt sich — Hier reißt der Film ab, die Aufnahmen sind noch nicht fertig. Einer der beiden Helden wird mir hoffentlich die Fortsetzung geben, falls der Film nicht so kitschig endet, daß vielleicht gar beide draufgehen.

Alexander Seidel.

Ein großer Afrikaforscher. (Zum 100. Geburtstag von Heinrich Barth.) Einer der hervorragendsten wissenschaftlichen Reisenden aller Zeiten, Heinrich Barth, ist am 18. Februar vor 100 Jahren geboren. Die großartigen Erfolge seiner an aufregenden und gefährlichen Abenteuern reichen Reisen erweckten ein ganz neues Interesse für den schwarzen Erdteil und haben zu seiner Erschließung außerordentlich beigetragen. Seine vielseitige Bildung empfing er in jener Blütezeit der Berliner Universität, da der Geograph Ritter neben dem Historiker Ranke, der Germanist Jakob Grimm neben dem Afrikanologen Bockh stand.

Von London aus, wo er sich in das Studium des Arabischen versenkte, begann er 1845 seine erste Forschungsreise nach Marokko und Tripolis, der im Jahr darauf seine zweite Reise nach Tunesien folgte. Er drang bis in das Atlas vor und wurde hier in der Nähe der ägyptischen Grenze von Räubern seiner ganzen Habe beraubt und schwer verwundet. Nach seiner Genesung unternahm er eine Reise bis zum zweiten Katarakt, dann eine Wüstenreise und dehnte seine Forschungen bis nach der Sinaihalbinsel und Palästina aus. Nachdem er nach dreijähriger Abwesenheit in die Heimat zurückgekehrt war, veröffentlichte er ein klassisches Reise- und Forschungsbericht über seine „Wanderungen durch die Küstländer des Mittelmeeres“. Schon im folgenden Jahr brach er zu einer neuen Forschungsreise auf, indem er sich der nach dem Inneren von Nordafrika von der britischen Regierung ausgerüsteten Untersuchungs-Expedition anschloß. Fast sechs Jahre lang ist Barth auf dieser Fahrt unterwegs gewesen, hat die gefährlichsten Abenteuer bestanden, die bedeutendsten Entdeckungen durchgeführt und kehrte mit einem internationalen Ruhm in die Heimat zurück. Als Abgesandter Englands schloß er feierliche Handelsverträge ab, so mit dem Fürsten des seit 1 1/2 Jahrhunderten von keinem Europäer betretenen Landes Air, so mit den Tuaregfürsten des Nigergebietes. Er führte eine große kartographische Arbeit über die Negerländer durch, legte reichhaltige Vokabularien der Neger Sprachen an und machte sorgfältige Untersuchungen über den großen Zufluß des Schadssee, den Schari.

Auf seiner ferneren Reise entdeckte er zwei große Reiche, Gando und Ham-Maloh, die bisher nicht einmal dem Namen nach bekannt waren. Dann durchwanderte er noch von keinem Europäer durchschrittene Landschaften und kam schließlich nach ungeheuren Anstrengungen nach Timbuktu. Hier fand er gute Aufnahme, weil man ihn für einen Abgesandten des Sultans von Stambul hielt; doch war er bei seinen Wanderungen in jenen Negerreichen ständigen Lebensgefahren ausgesetzt. Als Barth am 8. September 1855 wieder europäischen Boden betrat, hatte er eine Reise von fast 20 000 Kilometern zurückgelegt und eine neue Epoche in der Entdeckungsgeschichte Afrikas begründet. Das große Reise- und Forschungs- und unternehmungs- und alljährlich Reisen, bis ihn ein allzu früher Tod am 25. November 1865 ereilte.

Naturwissenschaft

Narkotisierte Blumen. Die moderne Wissenschaft ist imstande, uns auch in der öden Winterzeit die Pracht der Frühlings- und Sommerblumen auf künstlichem Wege hervorzuzaubern. Dies geschieht durch die von dem dänischen Botaniker Johannsen entdeckte Narkotisierung der Pflanzen, von der Edmund Scheibener in Reclams Universum erzählt. Wir sprechen von einer Ruheperiode der Pflanzenwelt im Winter; aber es ist falsch, zu glauben, daß die Bildung neuer Knospen erst im Frühjahr erfolgt. Die Knospen sind vielmehr schon lange vorher da und setzen meistens kurz nach dem Austreiben der Blätter an. Es ist also bei den meisten Pflanzen im Herbst bereits alles vorbereitet, um nach dem Laubfalle ein sofortiges Auskeimen zu ermöglichen.

Während des Winters verharren die Knospen nur in einer „gezwungenen Unwirksamkeit“, wie das Johannsen genannt hat. Wir können in dieser Ruheperiode verschiedene Stadien unterscheiden, eine Zeit der Vorruhe, der Mittelruhe und der Nachruhe. So sind z. B. die Winterknospen des Fleders von ihrer ersten Anlage ab bis gegen den Hochsommer hin in Vorruhe, dann bis Ende Oktober in Mittelruhe und bis Ende Dezember in Nachruhe, worauf ihre „gezwungene Unwirksamkeit“ während des Winters eintritt. Auf Grund solcher Beobachtungen läßt sich nun die Frühstreibererei im großen mit Erfolg durchführen, und Johannsens Aether- und Chloroformverfahren hat eine ganz neue Industrie ins Leben gerufen. Um einen in der Ruheperiode befindlichen Topffliederstrauch zum Austreiben zu bringen, wird er in einen überall luftdicht verschlossenen Kasten, den sogenannten Aetherisierungskasten, gebracht. Der Raum wird dann mit Aetherdämpfen erfüllt. Läßt man in dieser „Hegenwerkstatt“ die Aetherdämpfe eine bestimmte Zeit bei bestimmter Temperatur auf die Pflanzen einwirken, so entfalten sich bald die bis dahin ruhenden Blütenknospen, und nach Ablauf von drei bis vier Wochen blüht der Fliederstrauch schöner denn je zuvor. Die zur Anwendung kommende Aethermenge und Temperatur stehen in Wechselwirkung. Je höher die Temperatur, desto gewalttätiger ist die Wirkung und desto geringer kann die Aethermenge sein. Die Knospen brechen vielfach schon während des Aetherisierens hervor. Wie der Flieder kann auch noch eine große Menge anderer Pflanzen getrieben werden.

Unabhängig von den Blumenmärkten des Südens können auf diese Weise auch bei uns Blumen im Winter reichlich gezogen werden. Ebenso wie der Aether kann auch Chloroform benutzt werden, von dem man eine bedeutend geringere Menge braucht. Bei krautartigen Pflanzen und Imbelegewächsen ist daneben auch das „Warmbad“ in Aufnahme gekommen, bei dem die zu treibenden Zwiebeln in ein Bad von warmem Wasser gestellt werden.

Das Sehvermögen des Hundes. Der Dresdener Augenarzt Professor Dr. v. Pflugl berichtet über den merkwürdigen Augenbefund eines Pubelpointers der sechs Jahre vorzüglich als Jagdhund gegangen war. Im Anschluß an eine zufällige Verletzung des Tieres wurde eine eingehende Augenuntersuchung vorgenommen und es ergab sich, daß das eine Auge infolge eines angeborenen Fehlers des Sehnerven völlig, das andere aber wegen desselben angeborenen Fehlers fast völlig erblindet war. Die Lebensgeschichte dieses Tieres bestätigt also die allgemein verbreitete Anschauung, daß Hunde wohl hochgradig schwachsichtig, aber trotzdem vermittleis ihres hervorragend entwickelten Geruchssinnes durchaus praktisch verwendbar sein können. Die anatomischen Verhältnisse, insbesondere der Bau der nervösen Endapparate im Hundsaug und seiner Hilfs- und Schutzapparate, lassen auf einen nicht allzu hochentwickelten Gesichtssinn schließen. Es würde aber zu einer falschen Vorstellung führen, wenn man dem Hund deswegen eine hohe Leistungsfähigkeit seines Sehorganes absprechen würde, denn da der Hund sich schnell beweist, zudem als Ergänzung seines Sehorganes seinen hochentwickelten Geruchsapparat besitzt, so scheint er biologisch betrachtet für seinen Beruf nicht ungünstig von der Natur ausgerüstet zu sein. Untersuchungen größerer Reihen von Hundeaugen haben ergeben, daß das Hundeaug an sich kurz sichtig gebaut ist und nicht, wie man früher allgemein annahm, übersichtig. An zwei besonders für die Bornahme von Sehpriifungen abgerichteten Hunden hat man die Sehschärfe mit ziemlich großer Sicherheit feststellen können. Die Versuche ergaben, daß nach den in der ärztlichen und wissenschaftlichen Praxis üblichen Untersuchungsmethoden die beiden Hunde eine Sehschärfe besitzen, die etwa einem Zehntel bis einem Achtel derjenigen entspricht, welche wir beim Menschen als normal bezeichnen.

Aus der Praxis

Zu enge Ringe. Ueber ein sehr zweckmäßiges Verfahren, zu enge Ringe vom Finger entfernen zu können, berichtet Frank in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“. Es besteht darin, daß man etwas oberhalb des Ringes einen ziemlich starken Faden fest um den Finger wickelt, worauf man das Fadenende, das dem Ring am nächsten liegt, vorsichtig durch den Ring hindurchzieht und nunmehr den Faden nach der entgegengesetzten Seite hin abwickelt. Durch die Bewegung des Abwickelns wird auch der Ring von seiner Stelle weggezogen, indem er sich ganz von selbst nach vorn schiebt. Zuletzt kann er dann leicht abgezogen werden.

Das genannte Verfahren ist schon deshalb sehr praktisch, weil man auf diese Weise das unangenehme Durchsagen des Ringes vermeiden kann. Voraussetzung ist aber natürlich, daß durch den zu engen Ring noch keine Entzündung oder Schwellung hervorgerufen worden ist. Denn in solchen Fällen muß der Ring unter allen Umständen durchsägt werden, da das Abwickeln des Fadens leicht Verletzungen der entzündeten Hautstellen nach sich ziehen könnte.

Holzasche ist reich an Kali und hat großen Düngewert. Sie ist aus dem Grund schon immer zur Düngung verwendet worden. Kohlen- und Koksasche ist dagegen nur mit Vorsicht zu verwenden. In leichtem Boden ist sie jedoch schädlich, schweren Boden lockert sie, wozu sie möglichst klein gestoßen werden muß. Auch darf davon nicht zuviel beigemischt und sie nur im Winter verwendet werden, damit etwa schädliche Bestandteile bis zum Frühjahr ausgeschleudert sind.

Sonne.

Es ist so seltsam schön, wenn über Schnee
Ein Sonnenstrahl mit leisem Zittern gleitet;
So wie das Glück an einem stillen Weg
Für einen Augenblick vorüberstreichet.

Und welche Wärme streift das Winterkleid,
Es fühlt wie du im zarten Sonnenprangen:
Für kurze Zeit von Qual und Last befreit,
Geht schon nach Lebensfreude dein Verlangen.

Schmilzt auch der Schnee nicht gleich im schwachen Licht,
Das ist der Frühlingssonne vorbehalten,
Jedoch der Frost, der aus dem Schimmer spricht,
Die Herzen wärmt, die leidvoll — winterkalt.

Es ist so seltsam schön, wenn über Schnee
Ein Sonnenstrahl mit leisem Zittern gleitet. — —
Fühlst du nicht, wie das Glück an deinem Weg
So fröhlich und so warm vorüberstreichet?